

(Nachdruck verboten.)

20)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Im Hotel saß schon Lo Forte und wartete. Er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Kleider zu wechseln, als er hörte, der Freund sei da, sondern war direkt von den Minen gekommen, noch mit dem ähnden Schwefeldampf in den Kleidern.

Es lag eine eigentümliche schwere Feierlichkeit über der Begegnung der beiden Freunde.

Ettore wußte, daß Gianandrea nun aus der Nähe alles beobachtet hatte, worüber er selbst bisher geschwiegen, all das, was ihm eine brennende Schmach war. Der Freund las es ihm aus den Augen und antwortete mit seinem Händedruck: Du bist mir in dir selbst genug; vor mir hättest du nichts verhehlen müssen.

Sie ließen das Mittagmahl auf dem Zimmer servieren, und Lo Forte bestellte die anstößende Kammer für sich, damit sie soviel wie möglich beisammen sein konnten.

Ihr Gespräch kam natürlich sogleich auf Assunta.

„Nun, da ihr Leben gerettet scheint,“ sagte Lo Forte, „wird die erste Folge des Skandals wohl ein Bruch zwischen Ridda und Angelo sein.“

„Wer weiß das! Die Verlobung blieb ja auch trotz des Abenteuers mit Ruffida bestehen, über das Ridda doch unmöglich in Unwissenheit bleiben konnte. Er besitzt eine elementare Macht über ihre Sinne. Ueberdies macht man sich keine Vorstellung, wie stolz sie ist. Sie hat Angelo trotz des eindringlichen Wiltens und Widerstrebens ihres Vaters gewählt. Sie hat verlangt, die Ihrigen sollten ihren Erwählten mit all seinen Mängeln kennen lernen. Ich bin überzeugt, daß sie lieber jede Qual und Enttäuschung auf sich nimmt, als die Demütigung, dem Vater recht geben zu müssen. Außerdem ist ja eine aufgehobene Verlobung kein Spaß in Sizilien. Wo gibt es den Sizilianer, der ein Mädchen heiratete, das verlobt gewesen ist?“

„Die Marchesina ist eigentlich — nach allem, was man hört — ein Mädchen von Charakter.“

„Ob sie das ist! Ich bin selbst ein wenig verliebt in sie gewesen. Vor einigen Jahren waren Angelo und ich ja noch Freunde, und ich wurde mit dem ehrenvollen Amt betraut, seine Gedichte an Ridda zu schreiben. Zuweilen waren sie so brennend, daß er fast eifersüchtig wurde, in solchem Grade vermochte ich mich in die Stimmung einzuleben. Er war zeitlich des Morgens auf, wenn er wußte, daß Ridda zur Beichte in die Domkirche ging — dann stand er jedesmal hinter einem Pfeiler. Uebrigens war es Don Gerlando, der das Ganze arrangierte — auf Anstiften der Mutter natürlich. Aber die Gefühle von beiden Seiten waren echt genug. Im ganzen genommen ist Angelo nicht entfernt ein so großer Schurke, wie man glauben sollte. Ich bin in früheren Zeiten sein Beichtvater gewesen. Es gebirgt ihm an der Fähigkeit, Gefühle einschäken zu können. Er glaubt buchstäblich, daß er das Weib liebt, das ihm am nächsten ist. Ich bin überzeugt, daß er seine Verlobung mit Assunta in dem betreffenden Augenblick als eine entscheidende Wahl betrachtet hat. Eines Tages kam er offen und treuherzig zu mir und sagte: Ich bin unglücklich! Ich weiß nicht, wen ich am meisten liebe. Bin ich in Rom, liebe ich Assunta; bin ich in Sizilien, liebe ich Ridda. Das war, ehe er um Ridda geworben hatte.“

„Und Ruffida hat diese Zweifel kaum vermindert.“

„Sie war damals noch ein Kind. Uebrigens halte ich diese Sache für weitaus die ernsteste. Calogero ist Mafiusu (Mitglied der Mafia). Er ist mit in Mutters Cosca (Geheimbund). Es ist ihre Pflicht, ihn vom Zuchthaus zu retten — seine Freunde werden das von ihr fordern — und wird er frei, so jagt er früher oder später Angelo eine Kugel in den Rücken.“

„Du kennst nicht die Fähigkeiten Deiner Mutter, zu manövrieren.“

„Aber ich kenne Calogero.“

Sie waren mit der Wohlzeit fertig und gingen auf die Terrasse hinab, um Kaffee zu trinken und die Seebriese zu genießen, die sich mit Sonnenuntergang zu erheben begannen. Zwei deutsche Professoren saßen neben ihnen und

überboten einander an Lobpreisungen des durchsichtigen Dämmerlichtes, das über der schon von dem Dunkel der Tal-schluchten durchführten Campagna glühte. Draußen, hinter Punta bianca, stieg der Vollmond empor und beleuchtete die Tempel und die einzelnen weißen Häuser, die die Höhen der Landschaft krönten und grünliche Tropfen in die weichende Röte des Tages warfen.

Die beiden Freunde waren verstummt. Wenn sie sprachen, war es nur von gemeinsamen Erinnerungen. Der Kellner hielt sich beständig in ihrer Nähe. Sie wußten, daß er lauschte.

Erst als sie wieder auf ihre Zimmer kamen, setzten sie bei einem Glase Wein das Gespräch über die ernsthaften Dinge fort, die ihnen beiden im Sinne lagen.

„Was hältst Du eigentlich von Mutters Lage?“

Der Ingenieur schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: „Ich bin im Innern überzeugt, daß sie Geld verdient —

auf unterirdischen Wegen, die ich nur ahnen kann. Keiner weiß es — oder richtiger: keiner der Eingeweihten wagt zu sprechen. Was ich kenne, sind bloß die Minen, und die werfen nicht viel ab. Als der Graf seinerzeit von den altmodischen Ofen zu der modernen Dampfschmelzung des Schwefels überging, stand wohl wenig Kapital zur Verfügung. Die große englische Gesellschaft „Anglo-Sicilian Mines“ steckte Geld in die Maschinen, band aber zugleich die Lieferung für 25 Jahre an einen festen Preis, der jetzt viel zu niedrig ist. Dazu kommt, daß wir an einer Fuhr von Arbeitern schleppen, die nichts wert sind. Arbeiter, die nichts können und nichts wollen, erscheinen mit Empfehlungen der Freunde Deiner Mutter oder empfehlen sich ihr selbst. Sie machen nur halbe Arbeit, erhalten aber vollen Lohn. Auf diese Art kauft Deine Mutter einen Teil der handfesten Garde, in der ihre Macht besteht. Aber sie wagt es nicht, einen noch so untauglichen Arbeiter zu entlassen. Sie muß sich darin finden, daß sie ihr den Arbeitslohn stehlen — und sich anderwärts Ersatz schaffen.“

„Ich machte sie natürlich sogleich nach meiner Ankunft auf das Uebel aufmerksam, aber aus den ausweichenden Antworten, die ich erhielt, begriff ich bald den Zusammenhang. Nun greife ich in keiner Weise mehr ein. Daß hier kein Platz für mich ist, sah ich sogleich; ich bleibe nur die vereinbarte Zeit und fülle meine Stellung just so aus, wie Deine Mutter es verlangt, das will sagen: äußerst schlecht. Indessen mache ich Deinetwegen meine Beobachtungen, stelle mich dumm und gleichgültig und gebrauche dabei meine Augen und meinen Verstand. Ein Versuch, zu reformieren, wäre hier bloß ein Schlag in die Luft und der Lohn, ein Schuß in den Rücken. Deine Mutter hat es genau so, wie sie es haben will.“

„Ja, Du hast recht. Ich habe es mir längst so vorgestellt. Aber was hältst Du von dem Mineral? Ist der Boden noch reich?“

„Es ist meine Ueberzeugung, daß wir bald auf der Reize sind. Darum ist die Spekulation Deiner Mutter auf Riddas Erbteil außerordentlich klug. Nach allem, was man schließen kann, ist der Untergrund des Marchese eine Goldgrube, die er ja nur in geringem Maße auszunützen vermag. Angelo wird durch keinen Kontrakt gebunden sein, und das Mineral kann mit Hilfe unserer Maschinen geschmolzen und vorläufig durch unsere Schächte herausgezogen werden. Unsere Minengänge gehen ja schon bis zur Grenze.“

„Wie? Biondas Grund liegt ja zwischen dem der Mutter und des Marchese.“

„Du irrst, alles ist durchgehauen und gegraben bis zu dem Untergrund des Marchese.“

Ettore erhob sich.

„Dann hat sie Biondas Erbe gestohlen!“

„Bist Du Deiner Sache sicher?“

„Vollkommen.“

Der Ingenieur schwieg, während Ettore mit langen Schritten auf und abzugehen begann.

Plötzlich blieb er vor Lo Forte stehen.

„Sag mir, Gianandrea, warum glaubst Du, Mutter wollte Dich hier haben?“

„Erstens, weil Bigo mich empfahl. Sodann, um etwas von Dir zu wissen, Dich wieder an sich zu fesseln.“

„Du kannst Dir keine anderen Gründe denken?“

So Forte zögerte ein wenig,
„Du meinst — — Bionda?“

„Bionda! Jawohl!“

„Mag sein. Deine Mutter gibt uns gern Gelegenheit, allein zu sein. Aber ich sehe nicht ein, welchen Vorteil sie davon hätte, wenn wir einander heirateten.“

„Ein anderer, ein Langenichts, würde und müßte ihr Erbteil fordern. Dich meint sie mit einem guten Ingenieurposten zufriedenstellen zu können.“

„Weißt Du — wenn ich lange hier bliebe, könnte ich vielleicht von Biondas melancholischen Augen gefangen werden. Selbst für einen geringen Lohn, Deine Mutter kalkuliert vielleicht gar nicht so schlecht.“

„Ach so: Du bist verliebt, Gianandrea?“

„Ich könnte mir vorstellen, daß ich es würde, sage ich.“

„Nun wohl, Bionda hat einen Mann wie Dich verdient. Nur ohne Intrigen.“

Während des Gesprächs mit Gianandrea war Ruhe über Ettore gekommen, und erst später des Nachts ließ er den Freund von sich, um zur Ruhe zu gehen.

Schlafen aber konnte er nicht. Nun, da alle anderen Fragen erörtert waren, glitten sie aus seinem Gesichtskreis, wurden klein und gaben einem einzigen brennenden Schmerz Raum: von Crocifissa fortreisen zu müssen, sie in diesem Zustand und in den Händen dieser erregten Mutter zurückzulassen. Alles, was er in der Zeitung von Mittern gelesen, die ihre Kinder einsperren und mißhandeln, meldete sich nun, da er allein war, und ängstigte seine Phantasie, ließ ihn an alle Auswege, ja sogar an einen Kanossengang in das Elternhaus denken.

[Fortsetzung folgt.]

[Nachdruck verboten.]

Der Goldgräber.

Von Johannes B. Jensen,

Autorisierte Uebersetzung von Mens.

In Anders Grifffen, des Tischlers, Hause hingen viele Jahre lang ein Paar seltsame Stiefel. Sie waren weder zusammengepflocht, noch genäht, sondern aus einem einzigen Gummistück gemacht. Sie waren so lang, daß sie einem Mann bis an die Hüften reichten; es waren Goldgräberstiefel.

Tischler Anders brauchte sie nicht, und wenn seine Knaben mitunter damit im Leiche umherwateten, so wagten sie nie, sie lange anzubehalten, denn der Arzt im Dorfe hatte erklärt, daß die Füße in dergleichen Stiefeln nicht atmen könnten. Sie rochen nun freilich gut nach Gift oder Medizin, und wenn das Wasser die schlaffen Schäfte zusammenpreßte, konnte man ja deutlich vernehmen, wie die Weine zu wellen begannen. Man hatte Respekt vor den Stiefeln. Wer Tischler Anders Werkstatt betrat, und sie an der Wand hängen sah, sandte einen vagen Gedanken in die Welt hinaus, so in diese und jene ferne Region, wo man Gold aufgräbt, und von der ordentliche Menschen sich fernhalten. Und dann konnte man in gottesfürchtiger Reugier fragen nach Lavst Grifffen, dem Vater des Tischlers Anders, wo der jetzt sei, ob der Sohn etwas von ihm gehört habe und ob er ihn nicht bald beerben würde

Tischler Anders schüttelte jedesmal den Kopf, wenn jemand so fragte. Infolgedessen vergah man Lavst Grifffen. Die Stiefel wurden auch vergessen, sie hingen und wurden im Spinngetebe unter der Decke spröde.

Tischler Anders wurde mit seinem Vater bekannt, bekam ihn, wie lustige Leute sich ausdrücken, in seinem 20. Jahre. Vor dieser Zeit hatte er ihn nie gesehen. Anders Mutter starb, als Anders noch ein kleiner Knabe war, und da war der Vater bereits weg. Als Anders zur Schule ging, war es das Vergnügen der anderen eifrigen Schüler gewesen, ihn zu quälen mit der Erzählung, daß er einen Vater gehabt hätte, der Lavst hieß, daß er aber von ihm, der Mutter und dem Hause und allem wegelaufen sei. Und als Anders faum erwachsen war, wurde es ihm zur Gewohnheit, daß er überall ein williges Ohr lieb, wo mittelidige Menschen seinen Schuft von Vater erwähnten, der seines Weges gelaufen war nach Amerika. Er, Anders, war derweil mit Hilfe guter Menschen in einen Erwerb gesetzt worden; nun hielt er es gewissermaßen für seine Pflicht, dadurch an seiner Dankeschuld abzutragen.

Anders war ein stiller Bursche; es war nichts Böses in ihm. Er war lang und dünn und zog sich wie die Danbarkeit selber. Er war blaß im Gesicht und schmalbrüstig und tat niemand weh. Bei der Stellung zum Militär wurde er nicht behalten, er wurde fassiert. Jetzt machte er Särge, just, als wollte er sich in aller Stille an der Mitwelt rächen.

Er war fruchtbar und zeugte jedes Jahr ein Kind mit einem Weibe, das kein anderer hätte anrühren mögen.

Lavst Grifffen war seinerzeit aus einer ähnlichen Zucht hervorgegangen. Dann war er Dienstknecht, Jungknecht und Knecht

geworden; sorgte für sich, unbekümmert um andere, und diente sich stark. Verführte dann in einer unglücklichen Stunde ein Mädchen und blieb an ihr hängen. Ein Unglück kommt niemals allein; Lavst liebte das Mädchen, das heißt, er nahm sein Vergnügen ernst und wollte die Folgen seiner Sünde tragen, was hochmütig ist, und von den Wiedermännern, die verlangen, daß alle gleichmäßig schofel sein sollen, nie verziehen wird. Lavst ließ Gefühl schimmern und wurde aus seiner Kaste verstoßen.

Ein solcher Mensch muß ganz von vorn anfangen, und wie die Verhältnisse zu Lavsts Zeiten waren, war er auf die Heide hingewiesen. Für die hundert Reichstaler, die sich Lavst zusammengebetet hatte, kaufte er ein Heideareal, und eines Sonntags konnte man ihn und seine Liebste sich töricht auf dem „Eigentum“ als seine Leute aufspielen sehen, die einen Spaziergang unternahmen. Die beiden waren im Begriff, sich eine Baustelle zu wählen. Zum Ärger der Leute in Grabölle wählten sie einen hohen Ort auf einem Heidekrauthügel mit Aussicht, als ob es ihnen nicht besser angestanden hätte, sich in einer der saueren Niederungen zu vertrieben, wo arme Leute mit Anstandsgefühl für die Errichtung ihrer hölzernen Hütte sorgen. Im Laufe des Winters sammelte Lavst allerlei altes Holzwerk und Steine auf dem Gipfel des Hügelns zusammen und im Frühjahr begann er dann eigenhändig mit dem Bauen. Es wurde halb ein Erdhaus, indem er das Haus in die Erde grub und es mit Niesensteinen auspolsterte und mit Heidekraut überdeckte. Er hatte den schlechten Geschmack, neben diesem Schloß eine Fahnenstange aufzupflanzen! Die hatte er auf einer Auktion gekauft und sie angestrichen, weiß mit roten Spiralfreifein, und von der Spitze wehte eine kleine, weiße Fahne an dem Tage, wo die beiden jungen Menschen einzogen. Das sollte ihm heimgezahlt werden!

Jetzt standen Lavst und Mette Kirstine vor der Aussicht, durch zwanzig- bis dreißigjährige Arbeit, nur ihrer Hände Arbeit, das Heideareal anzubauen. Was da erreicht werden konnte, war eine Wohnstube mit zwei Kühen und zwanzig Schafen in freiem Besitz, aber das lag noch ein Menschenalter in der Zukunft. Vorläufig hatten sie noch keine Kasse in der Hütte. Lavst ging auf Arbeit und diente in Grabölle als Tagelöhner, es war gerade, um nicht zu verhungern. In seiner freien Arbeit begann er mit seiner Herzulesarbeit, die Heide mit dem Spaten zu brechen; es wurde freilich nichts Rechtes. Aber daß er es nicht aufgab, irritierte die Leute, die sonst geneigt gewesen wären, ihm hier und da einen Pflug und ein paar Ochsen zu leihen. Lavst war trotzig und das muß einem armen, jungen Schluider nichts. Die Hofbauern wurden wütend, wenn sie ihn sahen, und die anderen Leute in ärmeren Verhältnissen haßten ihn, weil er sich isolierte. In einer Neujahrsnacht rotteten sie sich zusammen und versuchten unter dem Vorwand eines Spases, mit Stricken den neugebadenen Einwohnern das Dach über dem Kopfe wegzuziehen. Lavst stürzte hinaus und verklopfte ein paar von ihnen, darauf wurde Mette Kirstine von den Höfen, wo sie Milch zu bekommen pflegte, weggeführt. Schlimmer wurde es noch, als man auf den Höfen allmählich Lavst Arbeit entbehren zu können glaubte, da er zu stolz wäre. Man wollte doch bei ihm nicht betteln, daß er kommen und das Notwendige verdienen möge! Der letzte, bei dem Lavst Arbeit bekommen konnte, war Thomas vom Brückenhof, und auch mit dem veruneinigte er sich eines Tages und wurde ausgewiesen. Nun stand er da mit seinen Niesenfäusten, ausgeschlossen und müßig.

Allen zur Wut schlug sich indessen Lavst doch noch ein halbes Jahr durch. Er hatte unter sehr billigen Bedingungen das Recht zum Torfgraben in einem Moor gepachtet, weil die Torferde dort von besonders dürftiger Beschaffenheit war. Aber Lavst verfiel darauf den Torf zu kneten und ihn zu formen, wie man Backsteine formt, wodurch er ausgezeichnet wurde. Es war eine Heidenarbeit, aber da Lavst sich im Städtchen Verbindungen verschaffte und dorthin seinen Torf exportierte, verdiente er ganz beträchtlich. Für Torfgraben war der Tagelohn nur 2 M., aber Lavst soll durch seine Betriebsamkeit über 6 gehabt haben.

Aber der Mann, von dem er das Moor gepachtet hatte, litt das nicht, er legte Protest ein und machte geltend, daß Lavst nur das Recht hätte, für eigenen Gebrauch, nicht aber im fabrikmäßigen Stil zu graben. Lavst verlor den Prozeß.

Den folgenden Winter hungerte man in der Hütte. Es gingen Fabeln darüber, daß sie wohl hungerten, daß ihnen die Rippen krachten. Man sah fast nie Rauch aus dem elenden Schornstein da draußen auf „Vellebue“ aufsteigen. Alle vierzehn Tage oder alle Monate kam Lavst zum Krämer und kaufte ein Pfund Fett; wo kriegte er wohl das Geld dazu her? Er verbarg sein fleißiges Gesicht in einem großen Mundtuch. Er lief vier bis fünf Meilen, um eine Mark zu verdienen. Er wurde bei einem Markt in einer anderen Gegend gesehen, wo er Pfeifenaustraher aus Knochen feilbot, die niemand kaufen wollte. Gegen Ostern reiste ein Mormone in der Gegend umher, und im Frühling war Lavst Grifffen verschwunden.

Die Leute wieherten.

Mette Kirstine und der Knabe schienen sich gut dabei zu stehen. Jetzt, wo der Starrkopf von Mann nicht mehr im Wege stand, konnten sie doch der Gemeinde zur Last fallen und wieder Brot zwischen den Zähnen fühlen. Es soll aber eine unbeschreiblich elende Verfassung gewesen sein, in der sie der Gemeinderat draußen in der Hütte fand. Mette Kirstine verstand es auch nicht wieder; weder Essen, noch Pflege konnten sie retten, sie starb. Der Knabe

würde dem Mindestfordernden in Pflege gegeben und später in die Tischlerlehre geschickt. Er hatte sich schon im Dorfe niedergelassen und besaß Familie, als der Mann, der sein Vater war, eines Tages wieder in der Gegend auftauchte.

Die Diligence setzte eines Tages einen Fremden zugleich mit einem Eisenblechtöfcher im Wirtshause ab. Niemand kannte ihn und er selbst gab sich auch niemand zu erkennen. Auf den Koffer war ein Zettel geklebt, auf dem „Red Star Line“ stand, und aus diesen Zeichen schaffte sich das Gerücht die Gewißheit, daß er aus Amerika käme. Aber er war Däne. Er erregte großes Aufsehen im Dorfe und wurde „Der Goldgräber“ genannt. Man redete viel von dieser Größe, die ins Wirtshaus gekommen war und nichts anderes tat, als hinter dem Tische sitzen und die Leute anglocken. Er hatte einen scharfen Blick, der die Leute vorsichtig machte, sah aber sonst nicht böshaft aus. Sein Gewand war fremdartig, fast dürftig; rasiert war er wie andere Menschen, ausgenommen ein struppiges Haarbüschel am Kinn. Sagen tat er nicht viel.

Eines Tages kam ein alter Mann, der ihn kannte. Nun mußte man es, und die meisten waren darüber beleidigt, daß es Lavst Grifksen war, der nach Verlauf von neunundzwanzig Jahren aus Amerika heimgekehrt war.

Am demselben Tage ging Lavst zu seinem Sohn, um ihn zu besuchen. Das Wiedersehen war nicht weiter bewegt. Es war bereits jemand bei Anders gewesen und hatte ihm die Neuigkeit vorsichtig erzählt, damit die Freude nicht gar zu groß würde. Als der Alte kam, stand Anders an der Hobelbank; er stellte die Arbeit nicht ein und sagte nur hastig: „Guten Tag!“ Lavst Grifksen ließ seinen Blick eine Minute lang über die Werkstatt und von ihr zu seinem Sohne gleiten, dann grüßte er leise:

„Guten Tag a, Anders!“
Anders hobelte mit der größten Gleichgültigkeit weiter.
„No ja, ich bin ja halt bei Vater . . .“

„Hab's schon gehört,“ sagte Anders eilig. Er warf einen flüchtigen Blick auf den Vater, der fremde Tonfall schreckte ihn zurück, und daß der Vater „ich“ und nicht „i“ sagte, wie er selber. Dann schwiegen beide.

Lavst betrachtete den Sohn, der sich eifrig daran gemacht hatte, ein Brett mit einem Hobel zu bearbeiten und lange, pfeifende Spähne davon abzog. Anders war groß und mager, mit großen Kniefern und franken Augen. Er war schiefbeinig und hatte einen runden Rücken, der Nacken war dünn wie bei einem Kinde und hatte eine Rinne. Er ähnelte der Mutter. Lavsts Augen spazierten hin und her von ihm. Schweigen. Dann öffnete Anders Frau die Tür des Wohnzimmer und steckte einen pruddeligen Kopf herein, sieht den Fremden und zieht sich ohne ein Wort wieder zurück.

Schweigen.
„Wo hast denn die Holz her?“ fragt Lavst Grifksen milde und sieht zu den Haufen Brettern und Planken, die unter der Decke liegen, hin. Er fixiert ein besonderes kleines Regal, auf dem einige Mahagoniplatten und ein paar Stücke anderes edles Holz liegen, und seine Augen werden ihm feucht. Anders hält mit der Arbeit inne, folgt dem Blick des Vaters und steckt die eine Hand unter das Schurzfell. Er sieht lange in Gedanken. Endlich sieht er auf den Vater und hat sein Gesicht völlig leergemacht, damit der Alte nicht irgendwelche Hoffnung fassen soll.

„I kauf's beim Svendsen in Svirresund.“
Die völlige Tonlosigkeit der Antwort schlägt den Alten aus dem Felde. Er bleibt noch einige Minuten stehen und heftet die Augen auf verschiedene Dinge, in Gedanken verloren, dann sagt er in der Richtung auf den Rücken seines Sohnes kleinmütig:

„No ja, wir könnten eigentlich doch drüber reden, Anders. I möcht mi halt zur Ruh' setzen. . . .“

Hier hörte man ein Gepolter vor der Tür, wo Anders Frau gestanden und gehorcht hatte. Anders hobelt weiter und nimmt das Brett hoch, um den Rand entlang zu sehen und sich zu überzeugen, ob dieser auch gerade ist.

„I hab' dir a Unrecht antan,“ sagt Lavst Grifksen, ein wenig zitternd. Und da Anders nicht darauf zu hören scheint, sondern dasteht und auf das Hobeisen kopft, um es besser einzustellen, fängt der Alte an, ihn ruhig forschend anzusehen. Endlich ist er erfasst und wendet sich der Tür zu:

„Good bye!“

Draußen blieb Lavst Grifksen etwas stehen, sah über das Haus des Sohnes hin, maß die Höhe, besah die zwei nackten Stachelbeersträucher im „Garten“ und die Stadrose an der Hausmauer. Dann ging er schnell wieder ins Wirtshaus zurück,

(Schluß folgt.)

Walter Leistikow ✱

Die Geschichte der Landschaftsmalerei wird einst einen wichtigen Teil der modernen Kunstgeschichte bilden. Auf allen anderen Gebieten, im Porträt, im Stillleben, im Geschichtsbild haben vergangene Zeiten Großes geleistet, das uns noch heute als vorbildlich hingestellt wird und unsere Bewunderung und Anerkennung auch in dem Maße erhält, wo wir der Ansicht sind, daß jede Zeit ihre eigene Art der Anschauung besitzt und folglich von Vorbildlichkeit in dem äußerlichen Sinn nicht die Rede sein kann. Nur die Landschaft ist

unsere eigene Domäne, ein Gebiet, das wir uns selbständig erobern haben. Das wir selber urbar machen und auf dem wir nun die Früchte unseres Fleißes zu pflügen beginnen. Die Landschaft erscheint in der Geschichte der Kunstentwicklung erst zu allerletzt.

In dieser Geschichte der Landschaftsmalerei wird Walter Leistikow, der Mitbegründer der Sezession und einer ihrer energievollsten Leiter, der jetzt plötzlich im 43. Lebensjahr gestorben ist, einen ersten Platz einnehmen. Er hat sein ganzes Können und Streben für die Landschaft eingesetzt. Immer wieder nahte er ihr mit ehrfürchtiger Empfindung, um von ihr zu lernen. Es ist, als ob nur die Einsamkeit ihn lockte. Die stillsten Reize wußte er mit den feinsten Mitteln zu bannen und seine nervöse Empfindlichkeit ließ ihn die leisesten Nuancen dieser Erscheinungen erfassen. Wie er ihr auch nahte, immer schuf er ein Ganzes, ein Persönliches. In seiner Art der Technik wechselfert er zwischen männlich-aktivem und weiblich-passivem Wesen. Er fragt an und studiert wie ein Schüler. Dann zwingt er die Natur in dekorativ-starre, nordische Formen, das Klingt ab in den melancholisch-stimmungsvollen Landschaften der Mark, die er entdeckte. Bis er dann wieder zu einer stillen Schönheit kommt. Eine Fülle des atmosphärischen Lichtes ist da hineingebannt. In solchen Bildern fehlt diese starre Schwere der Farben ganz. Blau leuchtet das Wasser. Hell liegt der Streifen des Strandes unter dem Sonnenlicht. Schiffl bewegt sich im Winde. Und ein leichtes Träumen liegt in der Luft.

Von besonderer Bedeutung sind dann wieder die Schneelandschaften aus dem Hochgebirge, in denen Leistikow die stärkste Eindringlichkeit erreicht — wie schön und ruhig liegt der Schnee auf den dunkelgrünen Tannen! — die nicht von außen in den Gegenstand hineingetragen ist, sondern organisch aus Farbe und Linie zusammenwächst. Bedeuten diese letztgenannten Bilder schon eine Erweiterung des Stoffgebietes — was bei Leistikow gleichbedeutend mit vornehmster künstlerischer Bewältigung — so fügte er in dem lila und hellrot blühenden Obstbäumen im Garten, in dem herrlichen Seestück, das er „Heimkehr“ nennt, wiederum Neues hinzu. Ramentlich dieses Bild — eine intensiv schillernde Wasserfläche voll lebhaft spielender Bewegung, auf der kleine Boote schwimmen, die heimkehren — bedeutet in der ganz eigenartigen Leuchtkraft der Farben, in der straffen Handhabung des dekorativen Eindeindrucks einen malerischen Reizwert.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß wir hier einer Persönlichkeit gegenüberstehen, die, in jedem Woden wurzelnd, uns viel Eigenartiges gegeben hat. Leistikow war in der Tat unter den deutschen Malern einer der zukunftsfrühtigsten. Er hielt die Mitte zwischen bloßer Abschrift der Natur und dekorativer, stilisierter Umwertung, die oft auf Unbegabung beruht und meist zur Manier erstarbt. Sein Stil ist sein Temperament und seine erklügelte Verstandesfrage. Er hat sich in Zucht gehabt — nicht viel Sezessionisten können das von sich sagen. Aus der Landschaft gestaltet er etwas Großes, Liebendes, das zu betrachten man nie müde werden wird. Nie modelt er den vorliegenden Stoff nach seiner Willkür, sondern er erlaucht mit farbigen Mitteln den Charakter. Darauf setze man seine so verschiedenen Studien aus Thüringen, dem Hochgebirge, Norwegen und der Mark an. Er trägt etwas Neues und erhält jedem Bilde die schöne, unendliche Freiheit der Natur. Wenige haben ein gleiches, überaus feines Empfinden für Raumwerte, und aus dieser Fähigkeit, dem verständnisvollen Gegenüberstellen der malerischen Massen, dem Betonen des Charakteristischen, dem Abschwächen des Störend-Zufälligen baut er eine Welt auf, die groß ist, wie die Natur selbst, und ebenso umfassend und frei. Er durchwandert die Stadien: Stimmung, zufällige Impression bis zum dekorativen Bilde, das nach strengen Gesetzen geprägt ist. Diese Freiheit der Komposition kommt bedeutungsvoll in solchen Bildern zum Ausdruck, in denen er weiter nichts gibt, als eine mäßige Senkung des Bodens, einen Wiesenausschnitt, auf dem sich die Schatten der nicht sichtbaren Wollen abzeichnen, die droben am Himmel über das Gelände hinschweben. Es wird sich zeigen, daß Leistikow mit diesen überaus prägnanten Eigenschaften seiner Zeit voraussetzte. Denn er überwindet damit den landläufigen Impressionismus, der für ihn nur Durchgangsstadium ist. Zu gleicher Zeit vernachlässigt er nicht dieses durch die moderne Entwicklung gebotene Mittel der Technik. Ihm ist es wirklich nur Mittel. Er hatte den Weg des Suchens hinter sich und gab voll ausgereifte Werke. Zudem er so die Entwicklung in sich zusammenfaßte, stellte er eine Vollendung dar. Und unsere Sammler und Museumsdirektoren sollten sich nicht so sehr ans Ausland hängen und überflüssig hohe Preise zahlen, die sich selbst ins Ungemeinere steigern. Freilich haben die Sammler meist keine Augen, die selbständig sehen, sondern nur Ohren, die hören, was Mode ist. Sie lauschen immer auf die Parole. Nicht der Wert entscheidet, sondern der Preis, der dafür gezahlt wird, und der wird durch allerlei Spekulationen und Konjunkturen in die Höhe getrieben, bis sich schließlich ein Ring bildet, der die Preise auf der gleichen Höhe hält. So hängt denn alles einmütig zusammen und die Kunstschaffsteller notieren die Kurse.

Liebermann, dessen selbst gewählte Vermittlerrolle nach Frankreich weist, bekundet damit seinen Wert, daß er sich dem erkannten Guten im Auslande dienstbar macht und dessen künstlerischen Gehalt überträgt, so daß er als internationaler Sendebote erscheint. Leistikow ist ein deutscher Künstler, ohne den üblich sentimental Beigeichmad, dessen Talent aus tüchtigem Woden selbstherlich stolz emporwächst. Luft und Licht ist bei uns ein

anderes, als in der sonnigstirrenden, wasserdurchtränkten Atmosphäre Frankreichs, dessen Impressionismus daher notwendig und naturgemäß und ebenso organisch ist, wie für uns Leistikow eine organische Erscheinung ist.

In Leistikow herrscht nicht die Technik, die ihn kenntlich macht, sondern sie dient ihm, um eine Innerlichkeit, etwas Persönliches zu vermitteln. Er bringt sein inneres Wesen damit heraus, das sich die Technik formt. So konnte man seine Bilder auch gleich von weitem heraus. Doch bei ihm ist das nichts Außerliches. Sein „Sommer“ mit den hellen, klaren Farben, die die Sonne hervortreten lassen, sein weich gestimmter „Herbst“, sein „Abend“ in seiner weichen träumenden Melancholie, mit dem langsam und schwer fließenden Wasser, dem Baum, der über das abfallende Ufer einsam in die Abendluft ragt, und dazu das Häuschen am Ufer und dagegen der jenseits liegende, schwere Höhenzug, der dem Ganzen Halt gibt und die tote Luft über den Fluten belebt — all das sind echte Leistikows. Eine echte Persönlichkeitskunst, die auch im Wesen das betonte, was man als besondere Eigenschaft der deutschen Kunst betont.

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

Kunstgewerbe.

Materialsprache im Kunstgewerbe. Prof. Aug. Zug schreibt in den „Kulturfragen“ u. a.: Für die heutige Kunstindustrie, die den Markt beherrscht und das äußere Gesicht unserer Kultur im Städtebau, im Wohnhaus und im Handwerk bestimmt, ist charakteristisch, daß die überlieferten und von der alten Kunst scharf unterschiedenen Merkmale eines bestimmten Materials und einer bestimmten Herstellungsweise anderen Materialien und anderen Herstellungsweisen willkürlich aufgedrängt werden. Diese Merkmale, aus dem ursächlichen Zusammenhang gelöst und gewaltsam verteilt, herrschen als Schmudformen in der Absicht ihrer Hersteller auf Kosten einer sachlich schönen Gestaltung vor. So finden wir an Verputzhauten den trügerischen Schein von Quadermauern, an Stuckfassaden die abgegriffenen und vervielfältigten Ornamente der Steinbildhauerei, an Betoneisenwerken aufgestellte Steinskulpturen, Kachelverkleidungen aus Blech, Papier- und Holztafeln, den Prägestempel für Buchpressungen als Motiv für Glasfenster, Metallornamente in ermüdender Wiederholung, in gleicher vergrößerter oder verkleinerter Form, auf Suppentöpfen, Gürtelschlössen, Halsbrotschen, Denturvorkehrern, plastische Entwürfe für Marmor in Bronze, Keramik, Holz oder Aluminium, ein und dieselbe Pflanzenstilfierung in Leder geschnitten, Metall getrieben oder gepreßt, auf keramische Objekte gemalt oder gebrannt, in Hand- und Maschinenstiderei ausgeführt, als Buchschmud verwendet, ziselirt, gegossen, gestochen, gebrannt, gedruckt, gestickt, gewebt und geschnitten. Das Material und sein Ausdruck ist bei diesem sinnlosen pseudokünstlerischen Verfahren, das sich in der gesamten Produktion breit macht, gänzlich unterdrückt. Auch Konstruktionsformen werden in ihrer äußeren Charakteristik häufig verwechselt, eine sehr alte Sünde, die sich namentlich in den neuen, vergänglichen Ausstellungsbauten verrät. Holzarchitekturen werden behandelt wie Steinbau, Metallformen treten im Holzstil auf, was namentlich an manchem Hausat erkennlich ist, und Einflüsse der alten keramischen Kunst zeigen sich in diesem oder in jenem anders gearteten Materialstil. Dekorative Stilreste, den Altantus und das Muschelornament, kann man nebst anderen veralteten Motiven heute noch ebensogut an den Eßlöfeln wie an den Badewannen usw. in maschinenmäßiger Wiederkehr finden. Dagegen ist die maschinengerechte Form in den wichtigsten Produktionszweigen noch nicht gefunden worden. In den Metallarbeiten werden die Ausdrucksformen der Handarbeit von der Maschine kopiert. Es ist ein triftiger Grund, warum uns das maschinenmäßige Erzeugnis widerwärtig sein muß. Formen, die das Wesen der maschinenmäßigen Erzeugung nicht verleugnen und den entsprechenden Ausdruck haben, können immerhin wohlgefällig erscheinen, wie es beispielsweise bei den einfachen, glatten, modernen Beleuchtungskörpern der Fall ist. Gewisse Kunstzeugnisse, die sich der maschinenmäßigen Erzeugung natürlich widersetzen, sind in der heutigen Kultur so gut wie verloren gegangen. Was wir unter dieser Bezeichnung in dem heutigen Kunstbetriebe kennen lernen, hat mit dem Wesen der Kunst nichts zu tun. In künstlerischen Zeitaltern war der Schmud oder das Ornament, das an kunstgewerblichen Gegenständen auftrat, das Ergebnis einer Inspiration, die der Künstler aus dem Geiste des Materials und aus seiner persönlichen Vertrautheit mit dem Stoffe schöpfte. Seine Zeichnung war nur eine gedankenmäßige, klare Feststellung dieser aus dem Geiste des Materials und der persönlichen Arbeitsübung geschöpften Inspiration. Der überwiegend größte Teil der heutigen Schmudkunst stammt als papierene Kunst in der Regel nur aus der Vertrautheit mit dem Zeichenpapier und aus der groben Unwissenheit über die Bedingungen des Stoffes.

Astronomisches.

Das Licht der Meteoriten und die Elektronen. Die leuchtenden Feuerschweife, die in den Sommernächten über das Firmament huschen, sind in ihrer periodischen Wiederkehr eine vertraute Erscheinung. Der Volksmund hat für eine besonders glänzende Programmnummer des himmlischen Feuerwerks den poetischen Namen

„Tränen des heiligen Laurentius“ gefunden und die flammenden Kometen der Juli- und Augustnächte vielfach mit Märchen und Legendenzauber umtoben. Ueber die Art und das eigentliche Wesen der raumdurchirrenden Trümmer, die in großen, regelmäßig auftauchenden Schwärmen von unserer Erde aus ihrem Rundgang um die Sonne getroffen werden, machen sich aber auch sehr viele, die das Phänomen vom naturwissenschaftlichen Standpunkt betrachten, recht humoristische und wenig zutreffende Vorstellungen. Eine der häufigsten ist die Annahme, daß man sich unter den Meteoriten Eisen- oder Gesteinsmassen zu denken habe, die „durch die Reibung der Luft beim Eintritt in unsere Erdatmosphäre glühend werden“. So ganz einfach liegt der Fall nur nicht. Es ist nämlich zu bedenken, daß die Meteoritenschweife oft recht lange Zeit — minutenlang bis zu einer Stunde — an ihrer Stelle verharren, so daß man annehmen muß, daß die Substanz, aus der sie bestehen, sich keineswegs im glühenden Zustande befindet, sondern vielmehr eine recht niedrige, ja unterhalb des Gefrierpunktes liegende Temperatur aufweist. Man wird daher auch noch nach anderen Gründen suchen müssen, unter denen zunächst elektrische Lumineszenz (Leuchten) in Erwägung zu ziehen wäre. Freilich das lange Nachleuchten steht nicht mit den Experimenten im Laboratorium in Uebereinstimmung, da bei Versuchen unter uns zugänglichen Bedingungen die Lichterscheinung nur wenige Augenblicke anhält. Es muß also zum Zustandekommen der kosmischen Leuchtphänomene noch ein weiterer, uns unbekannter Umstand hinzutreten, das, wie der Astronom Kreichgauer in der Zeitschrift „Natur und Offenbarung“ ausführt, vielleicht in der Entstehung radioaktiver Stoffe zu suchen ist. Diese Annahme findet Unterstützung, wenn man sich die Vorgänge vor Augen hält, die sich beim Eintritt der Meteoriten in die höheren Schichten der Erdatmosphäre abspielen. Diese himmlischen Geschosse rasen mit ungeheurer Geschwindigkeit durch den Raum. 30 Kilometer in der Sekunde ist eine ganz gewöhnliche Leistung für sie, die sich jedoch nicht selten auf 60, ja bis zu 100 Kilometer steigert. Dabei wird ganz ohne Zweifel jene Erscheinung eintreten, die in der landläufigen Erklärung ausgedrückt ist: Die Masse des Meteoriten wird beim Zusammenprallen mit den Molekülen der obersten Luftschichten auf eine hohe, ja ganz ungeheure Temperatur erhitzt werden. Denn der Zusammenprall der Gasmoleküle mit denen des Meteors erfolgt mit einer Geschwindigkeit, wie sie einer Temperatur des Gases von über einer Million Grad Celsius entsprechen würde. Wie sich nun die Materie bei solchen Temperaturen, die ja ganz außerhalb des Bereiches unserer experimentellen Hilfsmittel liegen, verhält, ist uns nicht bekannt. Wohl aber kennen wir eine Reihe von Tatsachen, die uns zu gewissen Analogieschlüssen berechtigen. Wir wissen, daß manche Metalle und Metalloxyde schon beim Erhitzen auf Rotglut, also bei Temperaturen von 6—700 Grad Elektronen (kleinste elektrische Einheiten) ausschleudern, deren Menge mit steigender Erhitzung zunimmt. Man wird daher bei den ungeheuren Hitzeegraden ein Auftreten von Elektronen, die imstande sind, ihre Umgebung zum Leuchten zu bringen, annehmen dürfen. Nidel, Platin und andere Metalle senden bei hoher Temperatur Elektronenströme aus; dergleichen viele Metalloxyde und besonders die Oxyde der Erdalkalimetalle. Vermutlich sind die eigenartigen Glüherscheinungen des Calcium-Barium- und Strontiumoxyds auf dieses Elektronenombardement, das ja häufig mit Leuchterscheinungen verbunden ist, zurückzuführen. Mit vergleichbaren Leuchterscheinungen dürfte man es wahrscheinlich bei den Meteoritenfällen vornehmlich zu tun haben. Hier wie bei den leuchtenden kosmischen Rebellen handelt es sich um Licht, das weit unterhalb der Glühtemperatur der Gase, aus denen sie bestehen, ausgestrahlt wird. Dabei ist es zudem noch zweifelhaft, ob es für die Mehrzahl (die zweiatomigen) der verdünnten Gase überhaupt eine Glühtemperatur gibt. Ein gleiches gilt auch für die Sonnenkorona (die äußerste gasförmige Umhüllung der Sonne, die wegen ihrer geringen Helligkeit nur bei totalen Sonnenfinsternissen sichtbar wird) — die ebenfalls nicht unter dem Einfluß der Wärme ihr Licht ausstrahlen kann. Die Temperatur der äußeren Korona ist verhältnismäßig nicht sehr hoch; sie berechnet sich etwa zu 3000 Grad. Die Sonnenkorona zeigt aber eine Eigentümlichkeit, die auf einen engeren Zusammenhang mit den Meteoriten hinweist. Obgleich sie eine höchst feine Gasmasse darstellt, gibt sie neben dem Linienspektrum auch ein kontinuierliches, das nur durch die Ausstrahlung zweier Lichtes erklärt werden kann. Man hat wohl daran gedacht, daß ein vom Sonnenkörper abgeschleudertes Sprühregen feinsten, glühender Tröpfchen zur Erklärung herangezogen werden könne. Doch erscheint dies angesichts des geringen Drucks der dünnen Koronamasse wenig wahrscheinlich. Weit näherliegend ist es, das kontinuierliche Koronaspektrum aus einem anhaltenden mächtigen Meteoritenregal zu erklären. Die ungeheure Masse der Sonne muß ja weit größere Mengen der kosmischen Trümmer absorbieren, als unsere Erde. Wir wissen, daß in die irdische Atmosphäre in 24 Stunden ungefähr 1200 Millionen noch sichtbarer Meteoriten eintreten. Das Koronalicht entspricht aber einem Raume, der fünf- bis zehntausendmal das Volumen der Erde umgibt. Man kann sich also wohl denken, daß das recht schwache Koronalicht von den glühenden Meteoriten dieses Bereichs ausgeht. Eine Stütze dafür ist die Beachtung, daß die Leuchtstärke der Korona relativ von innen nach außen zunimmt.